

Annette Rehwald

Die unerhörten Erlebnisse der Schwester Annette

Pflege im Schweinsgalopp



Autobiografischer Roman

Kellner Verlag
Bremen Boston

Annette Rehwald

Pflege im Schweinsgalopp

**Die unerhörten Erlebnisse
der Schwester Annette**

Dieses Buch ist bei der Deutschen Nationalbibliothek registriert:
Die bibliografischen Daten können online angesehen werden:
<http://dnb.d-nb.de>

IMPRESSUM

© 2012 KellnerVerlag, Bremen • Boston

St.-Pauli-Deich 3 • 28199 Bremen

Tel. 0421-77866 • Fax 0421-704058

sachbuch@kellnerverlag.de • www.kellnerverlag.de

Lektorat: Manuel Dotzauer

Satz: Sandra Mahnke

Umschlag: Designbüro Möhlenkamp

Coverzeichnung: Rolf Plate

ISBN 978-3-939928-74-4

Inhaltsverzeichnis

1. Vorwort	4
2. Gruseln ohne Geisterbahn	6
3. Unterwegs mit Christoph – Teil 1	17
4. Unterwegs mit Christoph – Teil 2	26
5. Landeier	37
6. Vom Regen in die Traufe	46
7. In der Waldorf-Residenz	72
8. Engel der Finsternis	109
9. Kurzes Gastspiel	139
10. Meine Einmaligen	153
11. Im Sonnenland	196
12. Der größte Feind der Pflege	217
13. Nachwort	222
14. Rat und Tat – Persönliche Empfehlungen	224
15. Leistungen nach SGB XI – Erläuterungen Pflegestufen, Sachleistungen, Pflegehilfsmittel und ambulante Pflege	234

Vorwort

Dieses Buch basiert auf wahren Ereignissen, die ich ganz persönlich in den Jahren 2000 bis 2010 erlebte. Alles, aber auch alles musste ich rauslassen, was sich während meiner Berufsjahre als Altenpflegerin zutrug. Zu lange trage ich die Erinnerungen mit mir herum. Wenn ich es nicht höchstpersönlich erlebt hätte, könnte ich mir kaum vorstellen, dass es solche Schicksale gibt.

Gerade in der heutigen Zeit ist das Thema Pflegenotstand in aller Munde. Kaum ein Tag vergeht, an dem nicht über den drohenden Pflegekollaps aus Mangel an Fachkräften und über die katastrophalen Arbeitsbedingungen der Pflegekräfte berichtet wird.

Dies war auch vor zehn Jahren schon so und hat sich bis heute kaum verändert. Im Gegenteil: Es ist noch schlimmer geworden, weil immer mehr Menschen pflegebedürftig geworden sind. Ganz sicher werden wir alle einmal alt und vielleicht sogar pflegebedürftig sein, wenn wir dieses Alter erleben sollten. Und dann ist es durchaus möglich, dass eine Schwester Annette zu Ihnen kommt, um Sie zu pflegen.

Dieses Buch handelt aber nicht nur von alten pflegebedürftigen Menschen, sondern auch von jüngeren, die schwer erkrankt und hilflos auf andere Menschen angewiesen sind. Vor allem einem jüngeren Menschen habe ich in dem Kapitel »Engel der Finsternis« besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

»Meine Einmaligen« sollten Sie auch unbedingt kennen lernen. Es lohnt sich in jedem Fall!

Vielleicht erkennt der eine oder andere Pflegebedürftige oder Angehörige sich wieder, denn ich kann nicht umhin, der Gesellschaft auch ab und zu einen Spiegel vors Gesicht zu halten!

Sämtliche Namen von Personen sind frei erfunden, eine Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen wäre daher rein zufällig. Außerdem sind die Namen von Institutionen, Firmen, Orten und Straßen frei erfunden.

Als ich mit dem Schreiben begann, wollte ich mir nur alles von der Seele schreiben, sozusagen als meine eigene Psychotherapie. Denn wenn ich schreibe, wird meine Seele ganz frei und leicht. Nachdem ich das Schreiben beendet hatte, beschloss ich, auch andere Menschen am Erlebten teilhaben zu lassen.

Sollte ich mit diesem Buch ein wenig dazu beitragen, dass sich noch mehr Menschen mit dem hochbrisanten Thema beschäftigen und sich die Arbeitsbedingungen in der Pflege verbessern, wäre dies mein größter Wunsch.

Annette Rehwald

Gruseln ohne Geisterbahn

»Keiner von uns fährt gern in der Dunkelheit zu Frau Kaublig, selbst Christoph nicht! Vergiss nicht, eine Taschenlampe mitzunehmen, wenn du im Spätdienst dorthin musst!«

Allzu deutlich klingen mir Brittas Worte im Ohr, als ich auf den Tourenplan blicke. Viele Namen stehen darauf, zu viele, alle mit Anfahrtszeiten versehen. Es sind alles Menschen, die ich während meines Spätdienstes anfahren und versorgen muss. Verdammter Mist! – am Ende dieser Liste, um 21.00 Uhr, ist auch Frau Kaublig eingetragen.

Dabei hatte man mir doch noch gestern gesagt, dass ich diese Tour nicht fahren müsse. Aber wieder einmal haben wir heute zwei Krankmeldungen bekommen. Somit ist mein Tourenplan noch voller als sonst und ich habe eben auch die »Kaublig-Tour« auf der Liste. Meine Taschenlampe liegt zu Hause, die habe ich schlichtweg vergessen.

Jetzt habe ich aber keine Zeit mehr, mir noch weitere Gedanken über die Anfahrt Kaublig zu machen, denn alles muss flott gehen und höchste Konzentration ist angesagt.

Habe ich auch wirklich alle Schlüssel mitgenommen und in die Schlüsseltasche gesteckt? Es wäre fatal, wenn ich einen vergessen hätte, denn viele Patienten in unserem Pflegedienst sind bettlägerig oder so dement, dass sie die Tür nicht mehr öffnen können, wenn man dort klingelt.

Augentropfen für Frau Rommelke muss ich unbedingt in den Pflegekoffer legen und noch diverse andere Medikamente, die heute geliefert wurden.

Jetzt noch die Stammakten von der Wandhalterung ziehen und schön in der richtigen Anfahrtsreihe in den Pflegekoffer packen, RR- (Abk. für Riva Rocci; Erfinder der einfachen, indirekten Blutdruckmessung) und BZ-Gerät ist drin, Blutzuckerteststreifen habe ich auch genügend eingepackt ... ach ja, lieber noch ein paar Lanzetten mitnehmen – und los geht's. Das Wichtigste muss ich natürlich noch in meine Hosentasche stecken: den Autoschlüssel!

Es ist bitterkalt in diesem Januar 2000, und es hat gefroren. Ich laufe zu meinem kleinen Pflegeflitzer und muss erst die Scheiben vom Eis freikratzen sowie den aktuellen Kilometerstand fürs Fahrtenbuch notieren.

Dann geht es Schlag auf Schlag, es gibt keine Minute zu vertrödeln: 15.30 Uhr. So langsam beginnt in der Stadt schon der Feierabend-Verkehr. Viele Ampeln stehen auch noch auf Rot. Verkehr hin oder her, ich kenne niemanden im ambulanten Pflegedienst, der Zeit und Geduld aufbringt, hinter »Sonntagsfahrern« oder solchen hinterherzufahren, die sich nur die Landschaft angucken wollen. Solche Vordermänner oder Vorderfrauen werden konsequent bei nächstbesten Gelegenheit überholt.

Auch auf gelbe Ampeln nehme ich keine Rücksicht. Aber Vorsicht! Verkehrsübertretungen (Geschwindigkeitsüberschreitungen oder »Tickets« fürs Falschparken) müssen aus eigener Tasche bezahlt werden.

Dafür, dass ich nur als Praktikantin in dem Pflegedienst bin, traut man mir schon eine ganze Menge zu und lässt mich Früh- und Spätdienste allein fahren, nachdem ich erst zweimal eine Kollegin begleitet habe. Gott sei Dank ist mein »Laufzettel« nicht so erbarmungslos mit Namen und Anfahrten zugепlastert wie beim examinierten Krankenpfleger Christoph, auf den ich später noch ausführlich zu sprechen komme. Von 15.30 bis 21.45 Uhr stehen »nur« zwölf Namen auf meiner Liste.

Christoph hat im Spätdienst meistens 22 Anfahrten! Fast alles nur Behandlungspflege: Kathetersorgung hier, Anus-Praeter-Versorgung (künstlicher Darmgang) da, Verbandswechsel, Wundspülungen, RR- und BZ-Kontrollen, Insulin-Injektionen, Augentropfen geben usw. Um 15.30 muss er beim ersten Patienten sein und sollte theoretisch gegen 20.45 den letzten Patienten verlassen.

Natürlich kommt es oft vor, dass er dann schon morgens um 6.15 Uhr zum Frühdienst erschienen ist und den »kurzen« Frühdienst geleistet hat, also bis ca. 10.30 Uhr. Solche sogenannten Teildienste sind das Härteste, zumal es üblich ist, in der »Pflege« auch schon mal zwölf Tage ohne Frei durchzuarbeiten.

Wer dann tatsächlich nach zwölf Tagen zwei Tage frei hat, was auch nicht immer eine Selbstverständlichkeit ist, ist einfach nur fix

und fertig und hat oft auch keine Lust und Kraft mehr, an privaten Feiern oder anderen gesellschaftlichen Events teilzunehmen.

Die absolute Krönung war, dass der Pflegedienst Ingeborg Heuer, in dem ich nun mein letztes Praktikum vor den staatlichen Prüfungen absolviere, tatsächlich einmal neun (!) Anfahrten in einer Stunde auf Christophs »Laufzettel« geschrieben hatte. Papier ist geduldig ...

»Wie hast du das geschafft?«, fragte ich ihn, als wir zusammen unterwegs waren.

»Ich habe gezaubert!«, war seine Antwort. Er sollte es noch teuer mit seiner Gesundheit bezahlen, dieses Hetzen und Jagen von einem zum andern.

Diesen unmenschlichen Mega-Stress habe ich auf meiner Tour nicht. Dennoch bleibt keine Minute Pause, obwohl ich schon bei zehn Patienten/-innen war und sie versorgt habe. Da müssen Schutzhosen gewechselt und die Patienten gesäubert werden, das Abendbrot zubereitet und oft in mundgerechte Stücke geschnitten sowie Getränke gereicht werden, Medikamente werden verabreicht, nicht bettlägerige Patienten müssen zum Toilettengang aufgefordert und zur Toilette begleitet werden, weil sie oft diese nicht mehr selbstständig aufsuchen können. Meistens wird zur Sicherheit noch eine Pant (Schutzhose ohne Klebeband) angelegt.

Zweimal musste ich nur Augentropfen geben und Verbände wechseln, allerdings habe ich auch Frau Meyer am frühen Abend gebadet und Frau Schmittke geduscht, weil das nun einmal so ist. Einige Patienten wünschen, nicht am Morgen gebadet oder geduscht zu werden.

Jetzt noch zu Frau Daniels, da erwartet mich, wie andere Kolleginnen auch, wie so oft mein »blaues Wunder«, oder soll ich sagen: »braunes Wunder«?

Die alte Dame ist 92 Jahre alt, ihre Demenz ist bereits weit fortgeschritten. Sie lebt allein in ihrer kleinen Zweizimmerwohnung, nicht weit entfernt von Frau Kaublig, in der Nähe des Hauptbahnhofs. Die Tochter besucht sie alle zehn- bis vierzehn Tage. Wir vom Pflegedienst fahren viermal am Tag dorthin, morgens, mittags, nachmittags und abends. Außerdem wird hier einmal in der Woche eine hauswirtschaftliche Versorgung durchgeführt und eingekauft.

Als ich dort ankomme, rieche ich schon, was mich erwartet ... Frau Daniels hat ihre Schutzhose so stark eingekotet, dass leider auch ihre Beine und Kleidung mit Kot beschmutzt sind. Nach liebevoller Begrüßung und Ansprache führe ich sie ins Badezimmer. Ich sehe, dass es für mich leichter ist, sie zu duschen, als alles abzuwaschen.

Nachdem Frau Daniels noch auf der Toilette war, wo ich sie mit sanftem Druck hingeführt habe, wird sie für die Nacht fertig gemacht, also Schutzhose, Nachthemd und noch ein paar warme Socken angezogen. Ich reiche ihr ein großes Glas Saft und stelle für die Nacht noch ein Getränk hin. Die Abendmedikamente verabreiche ich ihr auch.

»Und jetzt noch eben die Zahnprothesen oben und unten herausnehmen, Frau Daniels, damit Sie sich nicht in der Nacht daran verschlucken. Die kommen jetzt in die Dose, wo sie über Nacht richtig gereinigt werden.«

Vorher spüle ich die Zahnprothesen unter fließendem Wasser ab und Frau Daniels wird lieb aufgefordert, sich noch einmal den Mund auszuspülen. Danach begleite ich die Patientin ins Bett.

»Ich bleibe noch etwas bei Ihnen, Frau Daniels, habe noch das Badezimmer aufzuräumen und muss auch noch eine Waschmaschine anstellen (die packt dann der Frühdienst aus!). Schön, dass Sie ihr Abendbrot aufgegessen haben, was Schwester Karin Ihnen bereitgestellt hat. Ich sage Ihnen, bevor ich gehe, noch gute Nacht!«

Gesagt, getan ... »Nun schlafen Sie gut, Frau Daniels, und träumen Sie etwas Schönes! Morgen früh kommt Schwester Karin wieder zu Ihnen. Den Müll nehme ich noch mit nach unten und werfe ihn in die Tonne.«

Ich persönlich finde es in höchstem Masse unverantwortlich, schwer demenziell erkrankte Menschen allein in ihrer Wohnung zu lassen. Aber das sehen viele Angehörige anders, denn die Unterbringung in einem Pflegeheim würde viel mehr Geld kosten, dann wäre die Rente ruck, zuck aufgebraucht und es müsste ans Eingemachte, also an die Ersparnisse gehen, bevor der Staat einspringt und die eventuell fehlende Differenz übernimmt ... *Da bliebe für die Erben nichts mehr übrig, außer dem Freibetrag*

für die Bestattung. Auch die Pflegedienste würden auf solche Patienten/-innen verzichten müssen, die alle Pflegestufe II oder III haben ...

Gerade Demenzkranke sind sehr oft stark bewegungsaktiv und es bestehen sogenannte »Weglauftendenzen«, wie auch bei Frau Daniels. Erst vor einer Woche hat meine Kollegin Sabrina eine völlig hilflose und halb erfrorene Frau Daniels barfuß und nur mit Unterhemd und Schutzhose bekleidet vor der Haustür aufgefunden.

Angenommen, ich sei zeitlich, räumlich und situativ desorientiert, wie das so schön heißt, und den ganzen Tag in meiner kleinen Wohnung allein – mit Ausnahme der Besuche des Pflegedienstes, der aber ja auch höchstens zwanzig bis dreißig Minuten Zeit für mich hat ... –, wenn ich dann noch gut laufen könnte, würde ich auch versuchen, mich auf den Weg zu machen. Wohin? Wer weiß das schon, wenn man geistig in einer anderen Welt lebt und auch sehr oft der Tag-/Nachtrhythmus gestört ist.

Jedenfalls kann ich den verwirrten alten Menschen sehr viel Verständnis und Empathie entgegenbringen. Bei den vollorientierten und berechnenden Angehörigen fällt mir das schon schwerer ... beziehungsweise ist mir ganz unmöglich!

Ich blicke auf die Uhr in meinem Armaturenbrett, als ich in die Eisenbahnstraße einbiege: 21.07 Uhr, okay, um 21.00 Uhr hätte ich bei Frau Kaublig sein sollen ... Die sieben Minuten Verspätung sind mir jetzt einerlei und noch bin ich ja auch nicht da!

Hier müsste es sein, super, da vorne ist sogar eine kleine Parklücke für mich. »Ja, hier ist es«, sage ich zu mir selbst, als ich die Stelle wiedererkenne. Vor ein paar Tagen bin ich einmal mit Britta zur Mittagsversorgung bei Frau Kaublig gewesen.

Aus meiner Schlüsseltasche ziehe ich die Schlüssel »Nr. 13« heraus, drei hängen an dem Bund. An der vielbefahrenen Eisenbahnstraße stehe ich vor dem großen Haus aus der Gründerzeit. Hier wohnen zwölf Mietparteien. Mit dem ersten Schlüssel schließe ich die Haustür auf und laufe im Erdgeschoss durch das Treppenhaus in Richtung Hoftür. Der Haustürschlüssel passt auch dort wieder. Jetzt muss ich über den dunklen Hof an den Garagen vorbeilaufen und komme an eine massive Gartenpforte. Hier passt der zwei-

te Schlüssel. Es ist so duster, dass ich das Schlüsselloch ertasten muss, was mir aber schnell gelingt.

Geschafft, jetzt über den Kieselweg zu dem Haus, was mindestens vierzig Meter entfernt, von großen Bäumen umgeben, im Garten liegt. In der ersten Etage sehe ich eine schwache Beleuchtung brennen, das ist das Wohnzimmer von Frau Kaublig. Mein Herz klopft mir fast zum Halse heraus, aber je mehr mich die Angst packt, desto forscher ist mein Schritt.

An der Haustür ist kein Bewegungsmelder installiert – zappenduster ist alles. Abermals ertaste ich das Schlüsselloch und schließe dieses auf. Ich betrete den Flur. Meine rechte Hand gleitet an der Innenwand entlang. Ich suche den Lichtschalter, als ich etwas Weiches an meiner rechten Wade spüre.

Na endlich, ein fahles, gelbliches Licht erleuchtet den Flur und die Treppe, die nach oben führt. Das Weiche bewegt sich an meinen Beinen hin und her.

»Na, Miezekatz, willst du mich begrüßen? Wo ist denn dein Frauchen?«, frage ich mit sanfter Stimme. Ich bin sehr tierlieb und streichle der Katze über den Rücken. Die vier angelehnten Türen und die Zimmer, die sich dahinter im Erdgeschoss verbergen mögen, interessieren mich nicht. Ich weiß auch nicht, was sich dahinter befindet, will es auch nicht wissen.

Hallooo, Frau Kaublig, ich bin's, Schwester Annette vom Pflegedienst!«, rufe ich, als ich die knarrende Treppe hinaufgehe.

Aus dem Wohnzimmer kommt mir eine kleine, hagere Gestalt mit vollem grauem Haar entgegen und reicht mir freundlich ihre Hand.

»Guten Abend, Frau Kaublig. Na, kennen Sie mich noch? Ich bin Annette und war vor ein paar Tagen in der Mittagszeit mit meiner Kollegin Britta bei Ihnen. Ich freue mich sehr, wieder bei Ihnen sein zu dürfen, um Ihnen etwas zu helfen.«

Die Augen der alten Dame blicken mich gütig an und ich darf mir mein Entsetzen nicht anmerken lassen: *Frau Kaublig hat nur ein halbes Gesicht!*

»Ich will mal eben in der Küche nachschauen, ob Sie Ihr Abendessen auch aufgegessen haben. Kommen Sie bitte, begleiten Sie mich in die Küche. Ach, hier steht ja noch Ihr halber Schokoladen-

pudding mit der Vanillesauce. Setzen Sie sich, vielleicht haben Sie ja noch etwas Appetit auf ein paar Löffelchen.«

Ich reiche Frau Kaublig den Löffel und lege ihr eine Serviette um den Hals. Frau K. hat massive Kau- und Schluckbeschwerden, kann sich nur noch mit flüssiger oder passierter Kost ernähren. Während sie zu essen versucht, rinnt zähflüssiger Schleim aus ihrem Mund. Nach den schweren Operationen kann sie auch kein Wort mehr sprechen, jedenfalls keins, das man verstehen könnte!

Es dauert, bis sie nach und nach einen Löffel Schokopudding hinunterwürgen kann. Ich stelle noch ein großes Glas Himbeerschorle neben den Teller und reiche Frau Kaublig ihre Schlaf- und Vitamintablette.

»Da haben Sie ja noch gut gegessen und getrunken! Prima. Haben Sie Lust, mal eben mit mir ins Badezimmer zu gehen?«

Ich nehme sie an die Hand und wir gehen ins Bad. Dort wird sie entkleidet und auch die völlig durchnässte Schutzhose heruntergezogen. Frau Kaublig wird auf die Toilette gesetzt, wo sie auch noch gut uriniert. Danach leite ich sie an, sich die Hände und das Gesicht zu waschen. Alles, ja aber auch alles, was ein pflegebedürftiger Mensch noch allein verrichten kann, sollte er auch tun. Falls dies nicht von allein gemacht wird, sollte eine Anleitung und – wenn nötig – eine Unterstützung erfolgen, um die Ressourcen zu erhalten. Leider wird es aus Zeitmangel oft vom Pflegepersonal unterlassen, richtige Anleitungen zu geben, weil vieles dann schneller geht, wozu kranke, alte oder demente Menschen viel mehr Zeit brauchen.

Ich lasse mir hier Zeit, denn einen pünktlichen Feierabend habe ich eh nicht mehr und bezahlt wird mir die Arbeitszeit auch nicht, denn ich bin hier Praktikantin. Schon um 21.45 Uhr sollte ich laut Plan wieder im Büro des Pflegedienstes im Norden der Stadt sein.

Alles ist gemacht, der Rücken gewaschen und mit Franzbranntwein abgeklopft, Genitalwäsche, Hautpflege, die obere Zahnprothese herausgenommen und ins Reinigungsbad gelegt.

»Sie sind jetzt bestimmt müde, nicht wahr? Gab es denn heute ein gutes Fernsehprogramm für Sie?« Frau Kaublig nickt und legt

sich ins Bett. Ich decke sie zärtlich zu. »Die kleine Nachttischlampe lasse ich an, dann finden Sie sich besser zurecht, falls Sie in der Nacht noch mal auf Toilette müssen. Schlafen Sie gut. Morgen früh um sieben Uhr kommt meine Kollegin Birgit. Gute Nacht!«

Ich gehe noch ins Wohnzimmer, um den Fernseher auszuschalten. Auf dem Wohnzimmerschrank und an den Wänden sehe ich viele Bilder aus längst vergangenen, glücklicheren Zeiten: das Hochzeitsfoto der Eheleute Kaublig, Fotos vom damals prächtigen Garten, der heute total verwildert ist, Aufnahmen mit den beiden Söhnen, als diese Kleinkinder, jugendlich und auch schon erwachsen waren. Ich schalte das Licht aus und muss in der Küche meine Dokumentationen machen, Leistungskomplexe, die ich verrichtet habe, mit meinem Handzeichen abhaken. In den Pflegebericht schreibe ich 21.15–21.45 Uhr. Versorgung zur Nacht verlief ohne besondere Vorkommnisse. Ankunftszeit und Abfahrtszeit muss ich wie bei jedem Patienten in meinen Tourenplan/Einsatzplan eintragen. Bei den ganzen Einsätzen, sei es im kurzen oder langen Frühdienst oder im Spätdienst, wird nie eine Pause berechnet! Es wird keine Pause bezahlt und es ist auch gar keine Zeit für eine Pause!

Die Pflegekräfte müssen immer am Limit arbeiten, so effektiv wie möglich, bis die »Zitronen keinen Saft mehr geben«! Dies fällt mir sofort auf, als ich im ambulanten Pflegedienst zu arbeiten beginne.

Und dies ist erst der Anfang meines Berufslebens in der Altenpflege!

Als ich wieder im Pflegeauto sitze, muss ich mir erst einmal eine Zigarette anstecken. Ich inhaliere den Rauch tief, zu stark war die Anspannung. Damals durften wir im Pflegeauto noch rauchen, wenn wir danach immer die Aschenbecher leerten. Das waren noch Zeiten ... Alles vorbei.

Auf meinem Weg zurück ins Büro Heuer denke ich noch über Frau Kaublig nach. Welches Schicksal hatte sie erlitten? Den Stammdaten, der Biografie und den Diagnosen habe ich Folgendes entnommen:

Die Frau ist 81 Jahre alt, seit fast zehn Jahren verwitwet. Der Ehemann war selbstständiger Tischlermeister, hatte in den besten

Zeiten vier Gesellen und zwei Lehrlinge, heute sagt man ja Azubis, beschäftigt. Die Ehefrau – Frau Kaublig – erledigte die Büroarbeiten. Das Ehepaar bekam zwei Söhne: Helmut und Günther. Beiden Söhnen wurde nach dem Abitur ein Studium ermöglicht. Helmut ist heute freischaffender Architekt und Günther Geschäftsführer einer größeren Im- und Exportfirma. Es soll auch zwei Enkelkinder geben. Als Kontaktadresse im Falle eines Falles ist in der Akte aber nur Günthers Adresse und Telefonnummer eingetragen. Er wohnt fast sechzig Kilometer entfernt und besucht seine Mutter sporadisch.

Apropos Söhne: Meine Kollegin Britta erzählte mir, dass sie felsenfest davon überzeugt sei, dass im Hause Kaublig »Wanzen« versteckt seien, weil der jüngere Sohn Günther stets bestens über alle Vorgänge bei seiner Mutter informiert ist. Sei es, dass dem Pflegepersonal beim Öffnen der Tür die Katze in den Garten entwischt ist, oder aber, dass Frau Kaublig keinen Grießbrei essen wollte usw.

»Und wann hat er das alles berichtet, Britta?«

»In Telefonaten mit der Chefin hat er sich schon öfter ›verquatscht‹, Annette.«

»Also, meinerwegen könnte der auch noch diverse Kameras installiert haben, dann würde er wenigstens sehen, wie liebevoll seine Mutter von uns gepflegt wird! Wenn er dann noch ein Fünkchen Gewissen und Anstand besitzt, müsste er sich schämen, seine hilflose und schwer gezeichnete Mutter sooo mutterseelenallein im Hinterhaus wohnen zu lassen, total isoliert, sozial und auch räumlich gesehen. Stell dir mal vor, da würde eingebrochen, niemand könnte die Frau hören, zumal sie ja gar nicht mehr sprechen kann, und selbst wenn, das Haus ist absolut uneinsehbar im verwilderten Garten!«

Britta fing an, sich zu schütteln. »Ich glaube, bei Frau Kaublig würden sich selbst die abgebrühtesten Einbrecher erschrecken und die Flucht ergreifen!«

Den Diagnosen habe ich entnommen, dass vor zweieinhalb Jahren ein Unterkiefer- und Mundbodenkarzinom festgestellt wurde. Es handelte sich um einen besonders bösartigen, weil schnell wachsenden Krebs: Plattenepithel-Karzinom. Komplette Resekti-

on des Unterkiefers war die Folge. Es konnte eine plastische Rekonstruktion erfolgen. Der Mundboden wurde großflächig ausgeräumt, der rechte Zungenrand reseziert (chirurgisch entfernt) und im Rahmen einer Neck-dissection die Halslymphknoten entfernt.

Der Krebs hatte aber schon »gestreut«, Metastasen gebildet. Deshalb musste vor einem Eindreivierteljahr eine erneute OP erfolgen, bei der Zweidrittel des Kinns und die rechte Wange reseziert wurden. Hier erfolgte ein großer Wundverschluss; eine plastische oder knöcherne Rekonstruktion war in diesem Fall nicht möglich, nicht zuletzt wegen des schlechten Allgemeinzustandes der Patientin. »Zustand nach radikal chirurgischer Gesichtstumor-Operation«, steht in der Akte. Und als weitere Diagnose: HOPS (Hirnorganisches Psychosyndrom).

22.00 Uhr. Zurück im Büro. Schlüsseltasche auspacken und Schlüssel nach Nummern einordnen, Autoschlüssel an die Wand hängen, Stammakten in die Wandhalterung nach Namen zurücklegen, Einsatzzettel für die Chefin auf den Schreibtisch legen.

Gott sei Dank habe ich morgen keinen Frühdienst und kann ausschlafen. Dieses Privileg hat längst nicht jeder. Wenn ich da an Christoph (ist außer dem Ehemann der Chefin der einzige Mann im Pflegedienst!) und die anderen Kolleginnen denke, sind kurze Wechsel schon mal an der Tagesordnung, besonders, wenn Krankmeldungen vorliegen.

Mit viel Fleiß, ebenso viel Ehrgeiz und kaufmännischem Geschick hat sich das Ehepaar Heuer schon Mitte der 1980er-Jahre selbstständig gemacht und einen florierenden Krankenpflegedienst aufgebaut, lange bevor die gesetzliche Pflegeversicherung nach SGB XI 1995 in Kraft trat. Frau Heuer ist examinierte Krankenschwester, ihr Ehemann examinierter Krankenpfleger mit der Zusatzausbildung »Fachkrankenpfleger für Anästhesie und Intensivmedizin«.

Der Pflegedienst genießt in der Stadt und der Umgebung einen sehr guten Ruf, weil es sich herumgesprochen hat, dass freundliches und gut ausgebildetes Personal dort beschäftigt ist. Für Werbung muss kaum Geld investiert werden, denn über zu wenig Kunden kann sich der Pflegedienst nicht beklagen.

Alle zwei Wochen findet im Betrieb eine Supervision statt, für die extra ein Diplom-Psychologe aus Hamburg anreist. Das ist

eine ganz prima Sache, denn bei der Supervision können belastende Erfahrungen aus dem Pflegealltag reflektiert und mit dem Psychologen besprochen werden. Fortbildungen und Schulungen werden den Angestellten auch oft angeboten und wir können uns Videos zu den unterschiedlichsten Themen ausleihen. Fortbildungen, Supervision und große Dienstbesprechungen sind bezahlte Arbeitszeit.

Ich muss heute an meinem freien Tag mal dringend mit der Chefin sprechen, weil ich nach zweitägiger Einarbeitungszeit von Schwester Birgit zehn Frühdienste und zwei Spätdienste allein als Praktikantin gefahren bin. Vorher hat mich die Chefin gefragt, ob ich es mir zutraue, allein auf Tour zu gehen, und ich könne, falls es Probleme geben sollte, jederzeit Rückfrage im Betrieb halten. »Wenn es Ihnen zu viel wird, dann sagen Sie bitte Bescheid!«

Ich bin der Meinung, dass der Betrieb nun genug von mir profitiert hat, denn all meine Pflegeleistungen rechnet der Betrieb voll ab und ich selbst arbeite unentgeltlich, denn schließlich bin ich hier, um etwas zu lernen und fit für die Praxis zu werden.

»Hallo, Frau Heuer. Ich würde jetzt sehr gern noch andere Patienten und Krankheitsbilder kennen lernen, denn ich weiß, dass ich noch viel lernen muss! Die graue Theorie in der Fachschule kann die Praxis nicht ersetzen!«

»Ja, Frau Rehwald, bislang haben Sie uns auch sehr gut geholfen und sollen nun auch von uns profitieren. Sie können morgen Nachmittag Christoph im Spätdienst begleiten. Der hat eine interessante Tour mit vielen neuen Fallbeispielen. Seien Sie morgen bitte pünktlich um 15.00 Uhr im Büro!«

Unterwegs mit Christoph – Teil 1

Am nächsten Nachmittag bin ich schon um 14.45 Uhr im Büro.

»Hey, Christoph, bist du auch schon hier?«

»Na, klar, ich habe schon unseren Pflegekoffer gepackt und alle Schlüssel zusammengesucht. Guck dir mal unseren Tourenplan an, da stehen schon wieder 22 Namen drauf, um 20.45 Uhr ist die letzte Anfahrt eingetragen. Um 15.30 Uhr sollen wir bei der ersten Patientin sein, im Atlantik-Haus. Lass uns mal losfahren, wir schaffen das alles sonst nicht!«

Christoph ist 35 Jahre alt und fast 1,90 Meter groß. Er hat eine sportliche, athletische Figur und ist mir sehr sympathisch.

Auf dem Weg ins Atlantik-Haus müssen wir uns durch dichten Verkehr quälen und haben Zeit, ein wenig zu quatschen.

»Willst du auch eine Zigarette? Ich rauche viel zu viel, aber bei dem ganzen Stress hier kann ich darauf nicht verzichten.«

»Wie lange bist du denn schon hier?«

Christoph lacht. »Ich bin erst drei Monate hier bei Heuers und habe noch Probezeit.«

»Wo warst du denn vorher?«

»Ich habe in mehreren Bundeswehr-Krankenhäusern auf der Urologie gearbeitet und sehr viele junge Männer mit Hodenkrebs gepflegt.«

»Und? Was hat dich hier an die Küste getrieben?«

»Die Liebe! Aber wenn ich weiterhin soo wenig Zeit für meine Freundin habe, bin ich die bald wieder los – sie hat sich schon mehrfach beklagt, dass ich kaum etwas mit ihr unternehmen kann! Im letzten Monat habe ich sage und schreibe 218 (!) Stunden gearbeitet, meist immer zwölf Tage durch an einem Stück, bevor ich dann mal zwei Tage frei hatte.«

»Was verdienst du denn hier?«

»24 Mark in der Stunde!«

»Da kommen doch bestimmt Zuschläge für Wochenend- und Feiertage sowie Urlaubs- und Weihnachtsgeld dazu, oder?«

Jetzt lacht Christoph noch mehr. »Also, es werden keine Zuschläge

bezahlt! In meinem Arbeitsvertrag steht, dass kein gesetzlicher Anspruch auf Urlaubs- oder Weihnachtsgeld besteht. Es kann auf freiwilliger Basis gezahlt werden. Wenn der Stress hier so weitergeht, werde ich nicht alt in diesem Betrieb!«

Neugierig, wie ich bin, frage ich weiter: »Und weißt du, was die Hauspflegerinnen hier verdienen, die Grundpflege ohne Ende machen und die Wohnungen und Häuser der Patienten wie am Fließband putzen?«

»Du willst aber auch alles wissen!« Christoph kann sich ein Schmunzeln nicht verkneifen.

»Nur wer fragt, wird klug! Das war schon immer meine Devise, Christoph.«

»Also, die müsstest an die 14 Mark in der Stunde verdienen. Pass auf, wir sind jetzt am Atlantik-Haus und müssen in die zwölfte Etage hoch zu Frau Altermann. Sie hat vor zwei Monaten einen künstlichen Darm-Ausgang bekommen. Hier machen wir ›nur‹ eine AP-[Anus-Praeter]-Versorgung. Sie kommt allein mit der AP-Versorgung überhaupt nicht zurecht, trotz intensiver Schulung. Dreimal täglich wird sie angelaufen. Aber schau selbst, was dich erwartet!«

Herr Altermann begrüßt uns freundlich. »Moin, Christoph, heute mit Verstärkung? Meine Frau wartet schon sehnsüchtig auf Sie. Vor einer halben Stunde ist wieder alles abgerissen und jetzt hat sie sich aufs Bett gelegt.«

»Da bist du ja endlich, mein Süßer. Hast du heute deine Freundin mitgebracht, hahaha?«

»Nee, Frau Altermann, das ist Frau Rehwald. Sie macht ein Praktikum bei uns.«

Ich begrüße die Patientin freundlich und stelle mich vor.

»Ich sag dann mal einfach Annette zu Ihnen, nicht wahr? Guckt euch das mal an, eine schöne Bescherung! Vor einer halben Stunde sind wieder meine ›Platte‹ und der Beutel abgerissen ... Holland in Not! Holland in Not!«

»Mann, Mann, Frau Altermann, bei Ihrem Temperament und Ihrer ›zierlichen‹ Figur hält aber auch kein Material.«

Die Patientin bringt bei einer Körpergröße von knapp 1,60 Metern stattliche 130 Kilo auf die Waage. Während wir sprechen,

muss konzentriert gearbeitet werden. Vor der eigentlichen Arbeit gilt es, alle Materialien, auch eine Waschschüssel mit warmem Wasser, Waschlotion, Zellstoff zum Abwischen, Handschuhe, Müllbeutel, Handtuch etc. zusammenzusuchen.

»Wunderbar habt ihr das gemacht, meine beiden Hübschen. Jetzt fühle ich mich wieder wohl. Und nun müsst ihr schon wieder weiter, was? Ihr ward ja kaum zehn Minuten hier. Mach keinen Quatsch mit Christoph, Annette, denn er ist mein ›Spätverlobter‹ ...«

Ich muss schallend lachen. »Selbst wenn wir was vorhätten, leider haben wir für solche ›Dummheiten‹ keine Zeit. Eine Super-Wohnung mit Wahnsinns-Aussicht haben Sie hier.«

»Annette, komm, wir haben keine Zeit für eine Wohnungsbesichtigung.«

»Die ist ja ganz nett und witzig, Christoph«, sage ich im Fahrstuhl.

»Ja, ja, nett und witzig ist das eine, die viele Arbeit, die sie mit ihrem ungestümen Temperament verursacht, das andere. Vor zwei Nächten hatte ich mal wieder die Arschkarte und RB.«

»RB?«

»Ja, Rufbereitschaft! Da hat mich Frau Altermann nachts um zwei Uhr aus dem Bett geklingelt, weil sie wieder mal alles abgerissen hatte, und morgens um sechs Uhr musste ich den Frühdienst antreten.«

Weiter geht's zu Herrn Hahne, Zustand nach Kehlkopf-Ca (Abk. f. Krebs, Carcinom) und OP. Hier müssen eine Tracheostoma-Versorgung (eine op. angelegte Öffnung der Luftröhre nach außen, i. d. R. zur Einlage einer Trachealkanüle) gemacht und neue Sondennahrung an die PEG-Sonde (perkutane endoskopische Gastrostomie) angehängt werden.

»Das war sehr interessant für mich, Christoph. Das Ehepaar fand ich auch sehr nett und alle Materialien lagen gut geordnet auf dem Wohnzimmertisch.«

Um 18.00 Uhr haben wir bereits zehn Patienten besucht. Einmal mussten wir vier Etagen hochrennen, nur um einer alten Dame Augentropfen und eine Augensalbe zu verabreichen. Dazu kamen vier BZ-Kontrollen und Insulin-Injektionen bei anderen Patienten, zwei Wundverbände wurden erneuert,

Katheter-Versorgungen und RR-Kontrollen gemacht, diverse Medikamente gestellt usw.

»Jetzt geht's zu Herrn Orthmann in die Berliner Straße, Annette! Der arme Kerl tut mir leid ... Er ist Anfang 50 und hat wohl nicht mehr lange zu leben.«

Der Name kommt mir irgendwie bekannt vor. »Was hat er denn, Christoph?«

»Darm-Karzinom im Finalstadium. AP-Versorgung wird von der Ehefrau bestens durchgeführt. Er hat auch noch einen Apoplex mit Hemiparese, also einen Schlaganfall mit einseitiger Lähmung, erlitten. Hinzu kommt eine tiefe Wunde, die nicht richtig ausheilt, Zustand nach Nierenfistel-OP. Hier muss jeden Tag die Wunde mit Wasserstoffperoxid gespült und danach tamponiert sowie ein Verbandswechsel durchgeführt werden. Du kannst gleich bei ihm den Blutdruck und Puls kontrollieren sowie Heparin injizieren, okay?«

Der Sohn öffnet uns. »Kommen Sie herein, mein Vater guckt sich gerade seine geliebte Sportschau an. Er wartet schon auf Sie.«

»Moin, Herr Orthmann, na, haben Sie schon die Spielergebnisse gehört?«

»Hallo, Christoph, die Tabelle wird gleich kommen. Wen haben Sie denn da mitgebracht? Das kann ja wohl nicht wahr sein, Frau Rehwald, was machen Sie denn hier?«

»Ich mache auf meine alten Tage noch eine Umschulung und beim Pflegedienst Heuer mein letztes Praktikum ...«

Christoph hat sich bereits an die Arbeit gemacht. Obwohl die Behandlung der fast acht Zentimeter tiefen Wunde für Herrn Orthmann äußerst unangenehm und schmerzhaft ist, redet er ruhig und gelassen weiter.

»Sie arbeiten wie immer, sehr vorsichtig und mit viel Gefühl, Christoph. Ich halte auch ganz still und bewege mich nicht. Wie geht es meinem lieben Kollegen Manni, Frau Rehwald? Wo treibt der sich denn gerade wieder rum? Ich habe mit ihm so manche schöne und unvergessliche Reise gemacht!«

»Der schippert mal wieder über den Nordatlantik, Sie wissen schon Halifax, New York, Boston ... Vor drei Tagen haben wir zu-

letzt über Satellit telefoniert. Da lagen sie mit dem Schiff vor der ›Georges Bank‹.«

Herr Orthmann nickt vielsagend. »Bitte grüßen Sie Ihren Mann ganz herzlich von seinem alten Chef. Wenn er das nächste Mal bei Ihnen an Land ist, soll er mich unbedingt besuchen kommen. Ich habe Ihren Mann schon lange nicht mehr gesehen, bestimmt schon zwei Jahre nicht mehr ... Wie gern möchte ich noch einmal auf große Fahrt gehen, aber da wird wohl nichts mehr draus. Sie sehen ja selbst, wie es mir geht!«

»Morgen Abend werde ich wieder mit meinem Mann telefonieren. Ich richte ganz bestimmt alles aus. Versprochen!«

»Alles Roger, bis morgen früh bin ich wieder mal gut versorgt«, sagt Herr Orthmann. »Kommt ihr beide morgen Abend wieder?«

»Aye, aye, Captain ...«, antworte ich augenzwinkernd, als wir gehen.

»So, dein Mann fährt also auch zur See«, stellt Christoph richtig fest, als wir wieder im Auto sitzen und uns bereits auf den Weg zu Herrn Teichbauer gemacht haben.

»Messerscharf kombiniert, Dr. Watson! Ja, Herr Orthmann und mein Mann fahren schon lange für die gleiche Hamburger Reederei. Herr Orthmann als Kapitän und mein Mann als Erster nautischer Offizier.«

»Dann bist du also eine Seemannsbraut und müsstest dich eigentlich gar nicht in der Alten- und Krankenpflege für die paar Kröten abrackern ...«

»Es ist schon richtig, dass wir keine finanziellen Sorgen haben. Das nehme ich nicht als Selbstverständlichkeit hin, sondern bin dafür dankbar, dass es uns so gut geht. Die Hamburger Reederei zahlt sehr gut und die Sozialleistungen sind auch nicht zu verachten: 13. Monatsgehalt, Urlaubs- und Weihnachtsgeld, Zulagen ... Aber die heutige Seefahrt hat nichts mehr mit Romantik zu tun, Christoph. Kurze Liegezeiten, da geht es knallhart ums Geschäft und die Konkurrenz ist groß. Mein Mann fährt auf riesigen Containerschiffen und ist auch schon auf Tankern gefahren, die so gigantisch sind, dass die Männer bei ruhiger See nicht über Deck laufen, sondern mit Fahrrädern fahren.«

Es ist schon ein hartes Brot, was sich die Männer da verdienen. Da freut man sich umso mehr, wenn sie nach ein paar Monaten mal wieder zu Hause sind. Dennoch ist mein Mann sehr glücklich in seinem Beruf und möchte nichts anderes machen. Er übernimmt gern hohe Verantwortung, genau wie wir hier in der Alten- und Krankenpflege.

Um 18.50 Uhr kommen wir bei dem 71-jährigen Herrn Teichbauer an. Wir klingeln und schließen gleich die Tür auf, denn Herr Teichbauer ist bettlägerig. Auch hier ein Darm-Karzinom im Endstadium ... Die Beleuchtung ist miserabel, das Gleiche gilt für die hygienischen Verhältnisse: Im Haus ist es schmutzig. Von der angeblichen Lebensgefährtin ist keine Spur zu sehen. Kaum zu glauben, dass er hier mit einer Frau wohnt ... Wir hören schon ein lautes Stöhnen, als wir auf dem Flur sind.

»Herr Teichbauer? Hallo, der Pflegedienst ist hier«, sage ich beim Eintreten in das Schlafzimmer.

»Schwester, Schwester, Hilfe, Hilfe, ich halte diese Schmerzen nicht mehr aus ... Sie sind unerträglich – absolut unerträglich. HILFE! HILFE! Bitte erlösen Sie mich. Im Keller liegt eine Axt, eine Pistole habe ich nicht, holen Sie die Axt und schlagen Sie mich tot ...«

»Ganz ruhig, Herr Teichbauer«, antwortet Christoph, »gleich wird es besser. Wir sind hier, um Ihre Schmerzen zu lindern. Ich gebe Ihnen jetzt eine Morphin-Spritze, es wird Ihnen gleich besser gehen.«

Nach der Injektion wird noch der Stoma-Beutel (griech. Stoma = Öffnung) vom künstlichen Darmausgang erneuert sowie Blutdruck und Puls kontrolliert. Der Verband des Bauchkatheters wird von mir erneuert. Das Tumorgewebe unter der Bauchdecke sticht deutlich sichtbar hervor.

Herr Teichbauer ist ruhiger geworden, er stöhnt nur noch ganz leise.

»Wann kommt denn Ihre Lebensgefährtin?«

Herr Teichbauer schüttelt den Kopf.

»Annette, hier müssen wir eine ganz ausführliche Dokumentation machen. Die Sache muss beobachtet und die Chefin muss informiert werden ...«

Ich bin ein wenig schockiert, als wir wieder im Auto sitzen und uns eine Zigarette anstecken. »Hast du immer so viel Action? Das ist ja kaum zu glauben!«

»Heute ist es besonders dramatisch. Jetzt haben wir noch eine Anfahrt in die Zeppelinstraße zu einem Herrn Pfefferkorn. Der soll heute Mittag aus dem Krankenhaus entlassen worden sein und ich habe noch keine Infos, was da zu tun ist. Sonst legt die Chefin immer eine Akte an, ausnahmsweise ist dies noch nicht geschehen. Wir gucken einfach mal, was wir tun können. Weißt du, wo die Zeppelinstraße ist, Annette?«

»Ja, du hast Glück, ich lotse dich auf dem kürzesten Weg dorthin.«

Nach einiger Zeit sind wir da. »Stopp! Nicht so schnell, hier müsste die Hausnummer 74 sein ...« Die Straße ist dunkel und die Zaunpforte halb von einem Busch überwuchert, das Gleiche gilt wohl auch für die Hausnummer.

»Ich sehe gar kein Haus«, sagt Christoph.

»Doch, die hohen Tannen im Vorgarten verdecken es fast komplett!«

Als wir klingeln, öffnet eine völlig verstörte kleine, zierliche Frau die Tür. Ihre dünnen, grauen Haare hängen lang und strählig herunter. Die Zähne sind teilweise stark verfault und weisen große Lücken auf.

»Gott sei Dank, dass Sie kommen! Gott sei Dank, dass Sie kommen! Mein Mann wollte mich gerade erschlagen«, sagt sie mit leiser, sanfter Stimme.

»WAS, bitteschön, wollte Ihr Mann?«

»Mich erschlagen!«

»Ganz in Ruhe, bleiben Sie bitte ruhig. Erzählen Sie bitte der Reihe nach, was passiert ist!«, sage ich zu der Frau.

Die alte Frau fängt bitterlich zu weinen und zu schluchzen an. Ich nehme sie fest in den Arm und drücke sie an mich, um sie zu beruhigen.

»So, jetzt geht es mir besser«, sagt die kleine Frau und fängt zu erzählen an: »Also, mein Mann wurde heute Mittag aus dem Krankenhaus entlassen. Sie müssen wissen, dass er Speiseröhrenkrebs hat. Kaum war er zu Hause, bekam er wieder schreckliche

Schmerzen, als hätte er Salzsäure getrunken, so schlimm ... Ich konnte nichts mit ihm anfangen, essen und trinken konnte er auch nicht. Eben wollte er auf die Toilette gehen und hat alles daneben gemacht, verstehen Sie, alles ... Als ich ihn säubern und das Bad aufwischen wollte, stieß er mich beiseite und wollte mich hiermit erschlagen.« Die Frau bückt sich und zeigt uns einen Saug-Gummistopfer, den man früher benutzte, wenn die Toilette verstopft war.

»Wo ist Ihr Mann, Frau Pfefferkorn? Bitte zeigen Sie uns, wo Ihr Mann ist!«

Die Frau geht voraus und wir sehen im Esszimmer eine dünne Gestalt. Herr Pfefferkorn sitzt am Esszimmertisch. Sein Kopf liegt nur noch von einer Hand gestützt fast auf dem Tisch.

»Herr Pfefferkorn, Hallo, Herr Pfefferkorn ... Wir sind vom Pflegedienst, können Sie uns hören?«, frage ich laut und deutlich.

Er hebt den Kopf etwas und fuchtelt mit beiden Armen um sich. Was er uns mitteilen will, können wir nicht verstehen, zu undeutlich ist die Aussprache ...

»Sofort Blutdruck und Herzfrequenz kontrollieren, Annette. Ich versuche, ihn etwas festzuhalten, damit er nicht um sich schlägt.«

Es wird bei uns grundsätzlich der Blutdruck mit Stethoskop gemessen und nicht elektronisch.

»Okay, Christoph!«

»Jetzt bitte einmal nicht sprechen und ganz still sitzen bleiben, Herr Pfefferkorn. Ich bin gleich fertig und es tut nicht weh!«

»Christoph, bitte miss du noch mal nach, ich kann gar nichts hören, habe schon zweimal nachgepumpt und den Druck abgelassen. Es ist nichts zu hören!«

»Du hast Recht, Annette, ich höre auch nichts, der Puls ist auch kaum noch zu ertasten ... Der Blutdruck ist so niedrig, dass er hier nicht gemessen werden kann. Wir rufen sofort einen Notarzt und den Rettungswagen!«

Frau Pfefferkorn scheint erleichtert zu sein, dass ihr Mann gleich wieder ins Krankenhaus kommt. Wir bleiben noch so lange, bis der Rettungswagen Herrn Pfefferkorn abgeholt hat. Mit Blau-